

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



N^o 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.



Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunisien.

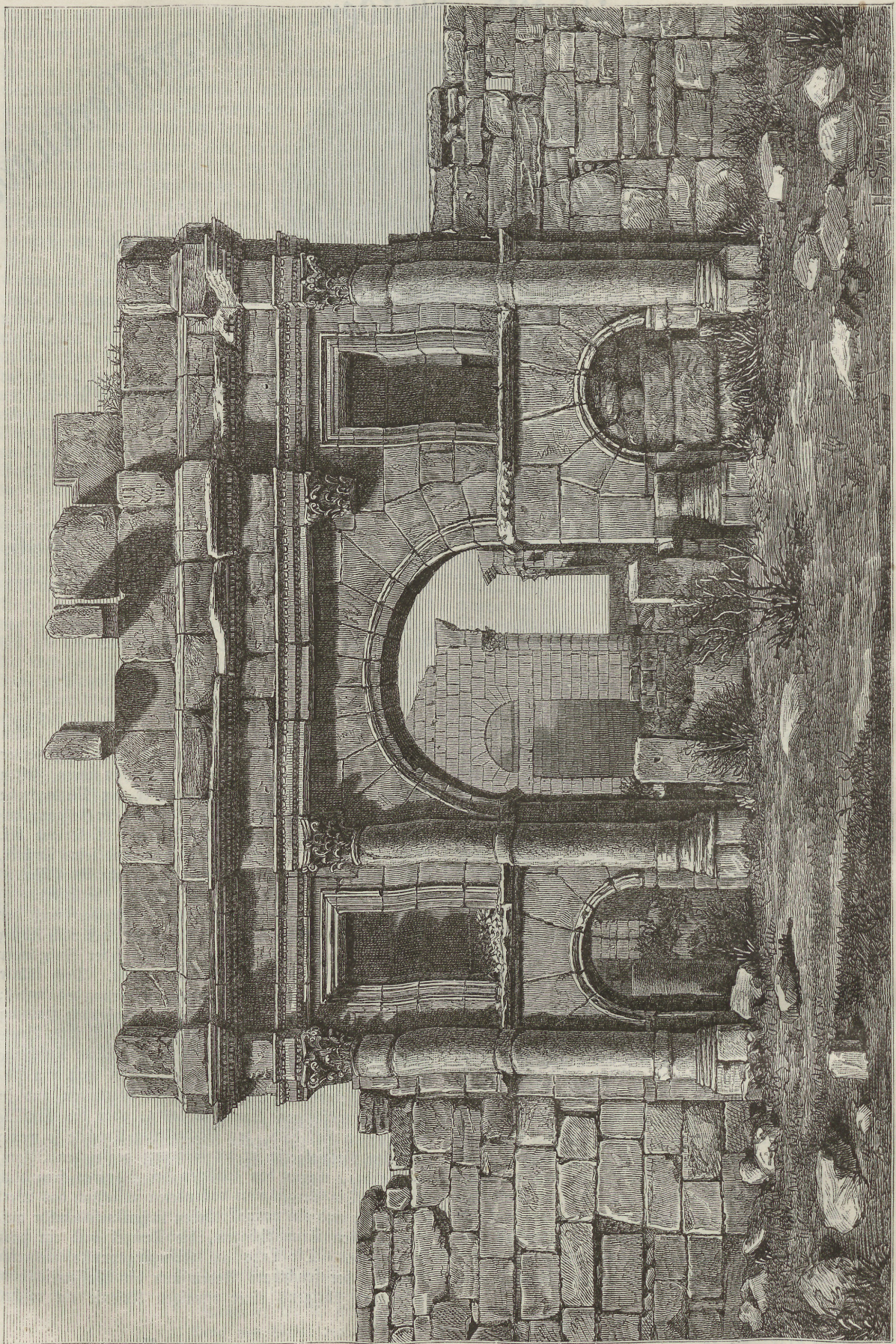
IX.

Ko. Sufetulae wird trotz seiner Bedeutung von den alten Autoren nie erwähnt; nur in den Itinerarien und in den Bischofsverzeichnissen tritt der Name auf und aus in Lambessa gefundenen Inschriften wissen wir, daß die dritte Legion dort Rekruten anshob, die Einwohner also das römische Bürgerrecht genossen. Genauer weiß nur der arabische Geograph Edrisi zu berichten. „Sbeitla, sagt er, war vor dem Islam die Residenz des Gerges, des römischen Königs in Afrika; sie zeichnete sich aus durch ihre Ausdehnung und ihre Schönheit, ihren Ueberfluß an Wasser, ihr mildes Klima und ihre Reichthümer; sie war umgeben von Gärten und Baumpflanzungen. Die Muselmänner eroberten sie in den ersten Jahren der Hedschra und erschlugen den großen König Gerges. Der König Gerges oder, wie ihn andere arabische Schriftsteller nennen, Dschirdschir, ist der byzantinische Patricius Gregorius, welcher sich von Byzanz losgerissen hatte und seine Provinz, auf die Asfarek, die Mauren, gestützt, ganz unabhängig beherrschte, sogar Münzen mit seinem Bilde schlagen ließ. Er sammelte, als er 647 ¹⁾ den Anmarsch der Araber unter Abdallah erfuhr, ein großes Heer und trat den Eindringlingen entgegen, nach den Eimen kurz vor Sbeitla, nach Anderen bei Jacubé. Seine schöne Tochter socht an seiner Seite und er versprach ihre Hand und 100 000 Goldstücke Dem, der ihm den Kopf Abdallah's brächte. Auf den Rath des jungen Zobeir ihn Kais setzte Abdallah aber genau denselben Preis auf den Kopf des Gregorins. Der Kampf dauerte mehrere Tage und wurde jedesmal beim

Beginne der eigentlichen Mittagshize abgebrochen. Am dritten Tage aber führte Abdallah nur einen Theil seiner Leute ins Gefecht und ließ die anderen in ihren Zelten zurückbleiben; als dann die Byzantiner zur Mittagsruhe in ihr Lager zurückgekehrt waren, überfiel er sie ganz unerwartet und brachte ihnen eine schwere Niederlage bei. Gregorius wurde von Zobeir erschlagen und seine Tochter, nachdem sie mehrere Araber über der Leiche ihres Vaters getödtet, gefangen und Zobeir als Sklavin überliefert.

Die Sieger stürmten Sbeitla unmittelbar nach der Schlacht und machten dort so reiche Beute, daß nach Abzug des dem Schatze zukommenden Fünftels jeder Fußgänger 1000, jeder Reiter 3000 Goldstücke erhielt. Doch führte dieser Sieg noch nicht zur definitiven Eroberung des Landes; die Sieger fanden es gerathen, vor der drohenden Haltung der ihnen anfangs freundlichen Bergberber mit ihrer Beute abzugehen. Sufetulae blieb in Ruinen. Allem Anscheine nach versuchten die überlebenden Einwohner nach dem Abzuge der Feinde die Stadt wieder zu begründen und in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen, aber die Einfälle wiederholten sich bald, der Berberkönig Kusfite so wenig wie seine Nachfolgerin in der Führung gegen den Islam, die Kahina, waren den Städten der Mauren freundlich gesinnt. Die Bergstämme vollendeten schließlich das Werk der Araber und ein paar Erdbeben ließen nichts mehr aufrecht als den Triumphbogen, die Tempel und ein paar Mauerreste. Die Lage am Kreuzungspunkte mehrerer Straßen, der fruchtbare Boden und der Wasserreichthum versprechen übrigens einer etwaigen Kolonie ein rasches Gedeihen.

¹⁾ Richtiger wohl 662, im Jahre 40 der Hedschra.



Triumphbogen vor den Tempeln von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

Der Boden der Römerstadt liegt nach den Ausgrabungen der Reisenden etwa anderthalb Meter unter dem heutigen, die Araberspuren aus der Zeit der Zerstörung einen Meter. Die Stadt lag wesentlich auf dem rechten Flußufer; auf dem linken sieht man nur unbedeutende Reste, anscheinend von Villen und Sommerwohnungen, von denen eine, die man vor einiger Zeit ausgrub, recht hübsche Mosaikböden ergeben hat. Die oben erwähnte Wasserleitung durchschnit diese Vorstadt und verband sie gleichzeitig als Brücke mit der eigentlichen Stadt.

Kommt man von Süden her, wo sich heute noch wie zur Römerzeit die Wege von der Syrtenküste und den Saharaöasen her vereinigen, so trifft man zuerst auf den noch gut erhaltenen Triumphbogen, welcher nach einer In-

schrift dem Kaiser Constantin und seinen Mitkaisern gewidmet wurde. Er war 11 bis 12 m lang, die Pforte 6 m breit und 8 m hoch. Wie die meisten afrikanischen Triumphbögen hat er auf jeder Langseite vier Säulen und zwischen diesen je zwei Nischen, die aber kaum so tief sind, daß sie zur Aufstellung von Bildsäulen gedient haben können.

Eine wohlerhaltene Straße, stellenweise noch mit großen Platten gepflastert, führt in die Stadt, zunächst zu den Trümmern einer Befestigung, deren zerfallene Mauern offenbar in der größten Eile und zum Theil unter Benutzung von Leichen- und Votivsteinen aufgeführt wurden. Ein paar ähnliche Umfassungsmauern liegen in der Nähe; sie wurden vermuthlich nach dem ersten Arabereinfalle er-



Seitenansicht der Tempel von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

richtet, um die Stadt gegen Süden zu decken, während im Nordwesten die Tempel in eine Citadelle umgeschaffen wurden.

Weiterhin finden sich lange, unkenntliche Trümmerhaufen, deren Bedeutung man nur durch völlige Ausräumung feststellen können würde. Dann steht man vor sich das wichtigste Monument Sbeitlas, die drei Tempel. Dank den aus dem benachbarten Lager von Dschilma gesandten Soldaten konnten hier Ausgrabungen vorgenommen und die Baupläne in allen Details festgestellt werden. Man gelangt zu den Tempeln durch den Triumphbogen, den unsere Abbildung zeigt; er ist nicht so massig, wie der des Constantin, aber sein Stiel beweist, daß er einer besseren Zeit entstammt. In der That lehrt eine Inschrift, daß er

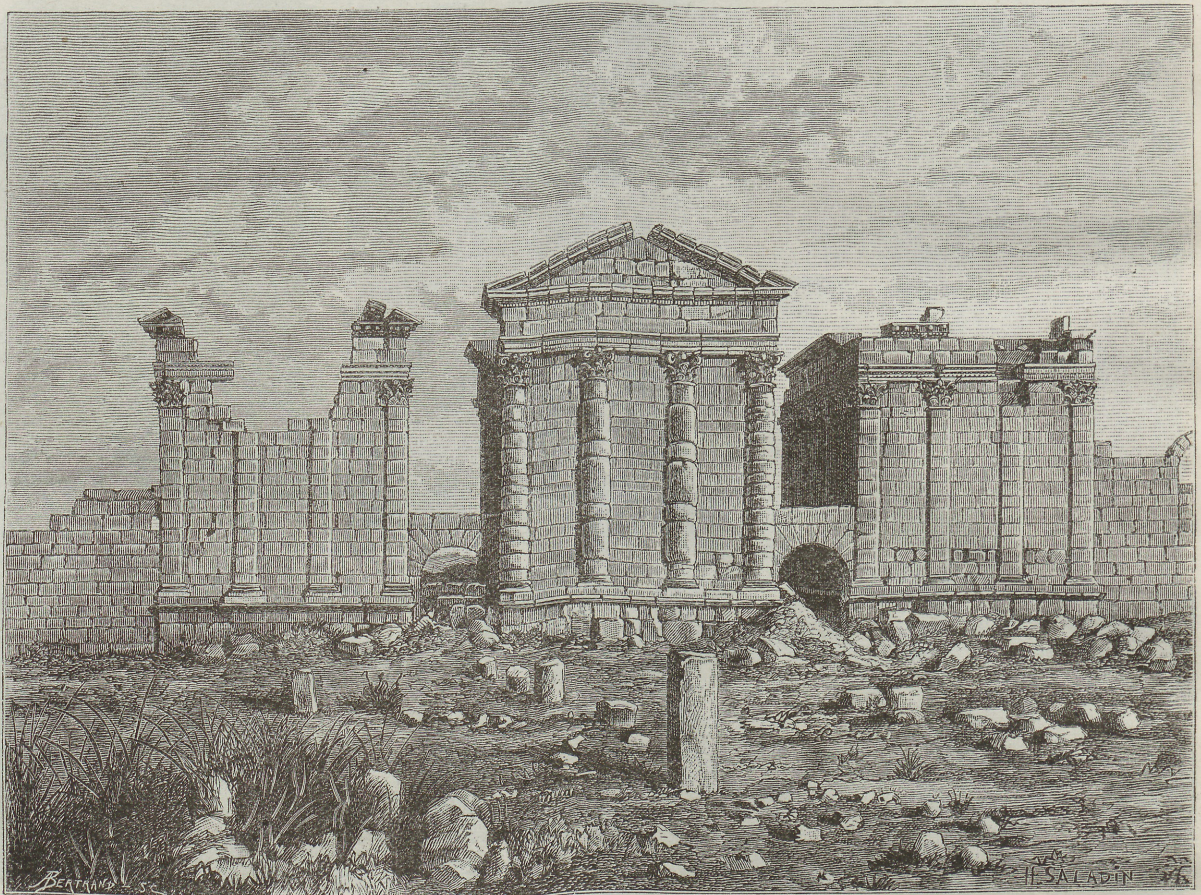
dem Kaiser Antoninus Pius zur Zeit seines zweiten Consulats gewidmet wurde. An beiden Seiten stehen Inschriften zu Ehren des Marcus Aurelius und des Lucius Verus, der Adoptivsohne des Kaisers Antoninus Pius. Der Bogen ist dreitheilig; die große Mittelpforte führt auf den Haupttempel, ohne indeß genau in seiner Achse zu liegen. Der Boden war fast 2 m hoch mit Schutt bedeckt; nach dem Begeräumen desselben erkannte man eine Treppe von mehreren Stufen, welche zur Fläche des Innenhofes hinaufführte. Die Fassade ist mit vier korinthischen Säulen geschmückt, deren Kapitäle eine sehr gute Arbeit zeigen; an beiden Seiten sind über den kleinen Thorbögen Nischen angebracht. Man nimmt gewöhnlich an, daß auf dem Triumphbogen in der Mitte eine Quadriga gestanden

habe, doch ist die Tiefe des Bauwerkes dazu viel zu gering; dagegen sieht man an beiden Seiten noch die Basen von Statuen.

An den Triumphbogen schließen sich an beiden Seiten Seitenmauern, welche wahrscheinlich zu einem nun zerstörten Portikus gehörten, von dem nur noch ein paar zerbrochene Säulenschäfte, die im Hofe liegen, übrig sind. Der Hof hat 160 m Länge und 70 m Breite; mit seiner durchschnittlich 4 m hohen Umfassungsmauer bildete er einen letzten Zufluchtsort für die Bewohner der Stadt, der vermutlich auch bei der Eroberung durch die Araber seine wichtige Rolle gespielt hat. Die Mauer ist offenbar mehrmals zerstört und in größter Eile wieder aufgebaut worden; es sind Steine mit Inschriften hinein vermauert worden,

welche nach der Art der Buchstaben und ihrer schlechten Ausführung wahrscheinlich der Vandalenzeit angehören. Auch im Inneren sieht man die Spuren eilig errichteter Bauwerke, welche wahrscheinlich den Verteidigern zur Wohnung dienten; unter den Trümmern ist noch das schöne alte Plattenpflaster erhalten. In einer Ecke steht die Ruine einer Kirche und ein Bau mit Gewölben, vermutlich aus der Zeit stammend, wo Gregorius den Tempelhof in eine Citadelle umschuf¹⁾.

Die Tempel von Sufetulae waren alle drei tetrastyle Pseudo-Peripteren, d. h. sie hatten vier Säulen in der Fronte, aber die Seiten waren bei den beiden äußeren Tempeln nur mit Pilastern, bei dem mittleren mit eingebauten Säulen verziert. Die Frontsäulen und die Vorder-



Rückansicht der Tempel von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

mauern der Cella sind aber längst gestürzt und Gestrüpp sproßt zwischen ihren Trümmern. Die Hinterfronten dagegen stehen noch aufrecht und machen einen ganz imponirenden Eindruck; man sieht, daß sie durch Zwischenräume von 4 m Breite getrennt, aber durch Bögen verbunden waren. Der mittlere Tempel gehörte einer zusammengefügten Ordnung an, die beiden äußeren sind korinthisch; die Verzierungen erinnern einigermaßen an die Tempel von Baalbek.

¹⁾ Die Citadellen in den wichtigeren tunesischen Städten sind sonst fast sämtlich von Patricius Salomon errichtet; sollte die von Sufetulae eine Ausnahme machen? Die jetzige Mauer könnte freilich jünger sein, als die arabische Zerstörung. Ko.

Die beiden Archäologen begnügten sich, den Raum zwischen dem linken und dem mittleren Tempel, der offenbar bei der Befestigung absichtlich verammelt war, aufzuräumen; eine völlige Säuberung des Bodens würde eine kolossale Arbeit erfordern, da es sich um Blöcke von beträchtlicher Größe handelt; die Arbeiter des Sidi Mustapha ben Azus haben es versucht, aber bald wieder aufgegeben, nachdem sie eine Anzahl Blöcke zersprengt. Wenn die Tempel angehört haben, läßt sich ohne völlige Ausgrabung nicht feststellen; in Rom wie in Lambessa, wo sich drei Tempel in ganz ähnlicher Weise vereinigt finden, ist der Mitteltempel dem Jupiter geweiht, die seitlichen Juno und Minerva; möglicher Weise dienten sie aber hier der Verehrung der auf dem Bogen genannten drei Kaiser.

200 m weiter ragten am Rande des Baches ein paar Säulen aus der Erde. Mit Hilfe einer gelegentlichen Verstärkung des Arbeiterpersonals wurde das ganz verschüttete Gebäude ausgegraben und erwies sich als das Theater von Sufetulae; seine Erbauung oder vielleicht auch nur Restaurierung fällt nach einer aufgefundenen Inschrift in die Regierungszeit des Kaisers Diocletian. Das Amphitheater, das wie gewöhnlich außerhalb der Stadtmauer lag, ist bis auf den Boden abgerissen; seine Arena maß ungefähr 60 zu 50 m. Die Ruinen zweier Kirchen boten nichts Besonderes und dort vorgenommene Ausgrabungen ergaben keine sonderlichen Resultate. Ebensovienig die an den beiden Friedhöfen, von denen der an der Straße nach Tebessa gelegene ausschließlich für die Kinder bestimmt gewesen zu sein scheint.

Sbeitla ist sonst gewöhnlich völlig öde und verlassen; jetzt aber lagerten auf Befehl des Kommandanten von Dschilma ein paar Araberfamilien mit ihren Heerden da, welche die Reisenden mit Eiern und Milch versorgten. Sie fürchteten sich vor Räubern noch viel mehr als die Reisenden, und nicht ganz ohne Ursache, denn wenn ihnen eine Bande Marodeure ihre Hühner und Ziegen wegholte, krächte kein Hahn danach, während das Geringste, was den Reisenden widerfahren wäre, sofort die Truppen in Dschilma auf die Beine gebracht und sehr ernstliche Repressalien veranlaßt haben würde. Demgemäß hatten sie auch ihren Quar so sorgsam in einer Bodentiefen verborgen, daß die Eskorte ihn erst am Abend auffand. Außerdem bot die Umgebung, wenigstens im Anfange, Rebhühner und Tauben in Menge, auch die Zigel erwiesen sich in der Zubereitung, welche Mohammed ihnen angedeihen ließ, als ein durchaus nicht zu verachtendes Wildpret; was sonst nötig war, insbesondere Brot, Wein und frisches Fleisch, lieferte das Lager von Dschilma. So vergingen die Wochen ganz angenehm, bis die Aufnahme der Ruinen vollendet war und die Zeit zum Aufbruche nach Gassa heranrückte.

Der allzeit gefällige Oberst Villot hatte fünf Spahis und vier Kameele geschickt, nicht zu viel für einen fünf-tägigen Marsch durch eine Wüste, in welcher man nicht einmal auf Wasser rechnen konnte. Der Weg nach Gassa konnte nicht gerade interessant genannt werden. Schon in geringer Entfernung von Sbeitla begann die endlose sandige Ebene, deren Eintönigkeit nur hier und da durch einen Halfabusch oder einen verkümmerten Dornstrauch unterbrochen wird. Die Vegetation wird um so spärlicher, je

weiter man nach Süden vordringt, und trotzdem fand man wenigstens in der ersten Hälfte des Marsches einige Heerden und sogar Römerspuren. Das erste Nachtlager wurde am Wed Jekfa genommen. Hier findet man für gewöhnlich Wasser, aber diesmal war das Bachbett völlig trocken, die Stämme weiter oben hatten das Wasser auf ihre Gerstenfelder geleitet und man konnte sich von der Weisheit der alten arabischen Karawanenregel überzeugen: Gieße das Wasser nie weg, bis du die Quelle gefunden. Die Spahis hatten natürlich keinerlei Provisionen mitgenommen; zum Glück waren ein paar Zelte in der Nähe, in denen sie sich versorgen konnten.

Der Wed Jekfa ist das einzige Wasser weit und breit und auch die Vögel kommen weit her zum Trinken. Es gelang den Reisenden, ein paar Wüstenhühner (Kangas oder Gangas, *Pterocles arenarius*, von den Franzosen *Perdrix jaune* genannt) zu erlegen, ein Wild, das ihnen hier zum ersten Male begegnete. Am anderen Tage sollten sie eine neue Jagdart sehen. Ein armer Hase wurde von einem großen Raubvogel verfolgt; die Spahis warteten ruhig den Moment ab, wo dieser auf ihn stieß und sprangen dann mit lautem Geschrei hinzu; der Adler ließ natürlich erschreckt seine Beute los und der tödlich verwundete Hase wanderte in den Kochtopf seiner Netter.

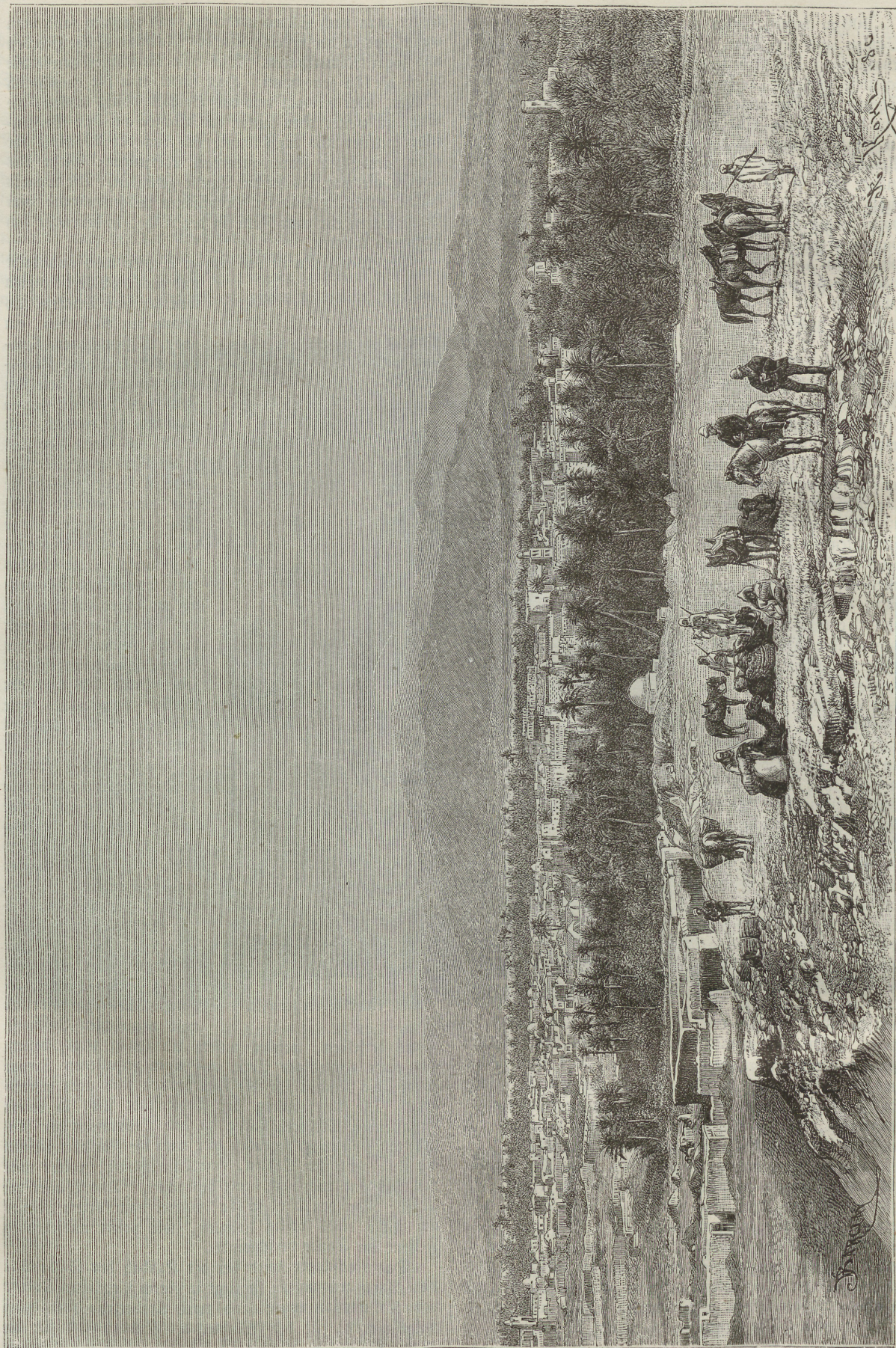
Gegen Mittag erreichte man die Brunnen von Bir el-Hasei, wo die Pferde wieder getränkt werden konnten. Nahe dabei erheben sich die Trümmer eines römischen Postens, welcher die Wüstenstraße von Sufetulae nach Capsa schützte. Nur von der Nekropole sind noch ein paar Mausoleen besser erhalten, eines sogar mit einer halb verwischten Inschrift.

Eines derselben, welches unsere Abbildung zeigt, besteht aus einer rechteckigen Cella mit einer zerfallenen Treppe davor; die Nischen für die Aschenurnen sind noch erkennbar. Die Ausdehnung der Todtenstadt steht in einem auffallenden Mißverhältnisse zu den Trümmern der Ansiedelung; vielleicht begruben hier auch die Nomadenstämme der Umgegend ihre Todten, eine Einrichtung, welche man mehrfach und auch noch heute beobachtet. Das Wasser der Quelle bildet den Wed Sila, welcher nach kurzem Fließen am Fuße eines völlig isolierten, wie polirt aussehenden Felsens im Sande verschwindet.

Das Nachtlager wird bei der Kubbah des Sidi Ali ben Ann genommen; sie liegt in einem förmlichen Dickicht von Kaktuspflanzen und zwei Araberzelte sind dabei aufgeschlagen, für den Wächter der Kubbah und für die



Mausoleum bei Bir el-Hasei. (Nach einer Photographie.)



Gesamtaufsicht von Gaffa. (Nach einer Photographie.)

Vorüberreisenden. In der Nähe erhebt sich eine Art Thurm auf römischer Basis roh aufgemauert, ein Minareh, wie es die Reisenden schon einmal in Beled Dschebeida gesehen. Hier beginnt nun wirklich die Wüste, die unendliche, wasserlose Ebene ohne Vegetation und ohne Leben. Von hier ab muß man seinen Wasservorrath mit sich führen. Trotzdem findet man noch einen Trümmerhaufen aus der Römerzeit, den Heischir Merkab, den Arabern heilig durch die Grabkuppeln einiger Heiligen, die noch in hoher Verehrung zu stehen scheinen, denn sie sind frisch angestrichen und aufgehängte Lappen und Blechstückchen beweisen, daß sie neuerdings von Andächtigen besucht worden sind.

Noch einmal passirte man eine Stelle, wo man wenigstens im Winter Wasser finden kann, das Bett des Wed Merethba. Man mußte freilich ein tiefes Loch graben, um die Thiere tränken zu können, und schließlich weigerten sich diese, in das Loch zu treten und man mußte das Wasser in einem Eimer heraufziehen. Noch blieben zwei Stunden Tag und sie wurden benutzt, um sich Gassa noch so weit zu nähern, daß man am anderen Morgen zum Frühstück dort eintreffen konnte. Unter freiem Himmel wurde gelagert und gut Wache gehalten gegen diebische Eingeborene, denen die Pferde eine willkommene Beute gewesen wären. Frühzeitig wurde aufgebrochen und der mühsame Weg durch die Sanddünen angetreten, in welchen die Hunde mit verbrannten Pfoten kaum mitkommen konnten. Die Reisenden lernten jetzt die bekannte Stelle in Callust's Jugurtha verstehen: „Capfa liegt in der Mitte einer weiten Einöde; ihre Ein-

wohner sind geschützt durch ihre Befestigungen, ihre Anzahl und ihre Waffen, aber noch mehr durch die entsetzliche Wüste, welche sie umgiebt, und deren wasserleerer Boden von Schlangen und Raubthieren wimmelt, deren natürliche Wildheit durch den Mangel an Nahrung noch gesteigert wird.“ Die wilden Thiere sind nun freilich verschwunden und von Schlangen trafen sie nur eine einzige an, freilich von beträchtlicher Größe, vor der sich die Eingeborenen zwar sehr fürchteten, die sich aber als eine ganz harmlose Natter erwies.

Gegen 8 Uhr wurde eine zerfallene Festung erreicht, welche in byzantinischer Zeit die Straße nach Theveste deckte. Nun erschien am Horizont eine dunkle Masse, der Palmenwald von Gassa, und um 11 Uhr wurde der Rand der Oase bei der prächtigen Quelle Ain Bidua erreicht. Wenige hundert Schritte weiter erhoben sich die zerfallenen Hütten der Vorstadt und einige elende Kubbahs, dann erschien die Stadt selbst mit den Zinnenmauern und den imposanten Thürmen ihrer Kasbah. Wie ein dichter Gürtel umgeben die Baummassen der Gärten die Stadt, über welche sich einige elegante Minarehs erheben. Zur Rechten ragt der steile Dschebel Gattar, zur Linken erstreckt sich die lange, kahle Kette des Dschebel Arbata, und über dem Ganzen wölbt sich der wunderbare, tiefblaue Himmel der Sahara. Ein wundervolles Schauspiel, dessen Eindruck leider nur zu bald gestört wurde durch den Eintritt in die Stadt und ihren tausendjährigen Schmutz.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. Eduard Petri (Bern).

I.

Der Anthropologe und Kulturhistoriker, der von einem Fortschritte der Menschheit in moralischer Beziehung redet, hat vor Allem das Verhältniß des Menschen zu seinem Mitmenschen einer Untersuchung zu unterwerfen.

Dem Wilden ist der Fremde, der zu seiner Horde Nicht-gehörige, falls er nicht gerade das Gastrecht beansprucht, ein Feind. Dem klassischen Alterthume war der Fremde ein „Barbar“; der Philosoph räumte ihm keinen Platz in seinem idealen Staate ein (Platon); die von Natur aus grundverschiedene Beanlage des Menschen rechtfertigte das Bestehen der Sklaverei (Aristoteles). Schon das Christenthum verkündete den stammenden Athenern in der Person seines rührigen Vorkämpfers, des Apostels Paulus, die großartigen Worte: „Und hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen.“ Die zur Macht gekommene christliche Kirche entfremdete sich aber bald ihrem ursprünglichen Wesen. Bei Theophrastus Paracellus finden wir eine dem Geiste seiner Zeit zuzagende Eintheilung der Menschheit in Adamiten und Präadamiten. Die Adamiten (Kulturvölker) waren die rechten Menschen; die Präadamiten (wilde Völker) erschienen als die ersten schüchternen und mißlungenen Versuche des Schöpfers zur Erschaffung des Menschen, gerade wie die Fossilien zur Zeit als *lusus naturae* oder als mißlungene Versuche in der Erschaffung der Thierwelt galten.

Das Verhältniß des Kulturträgers zu den kulturlosen Völkern als zu einer Klasse von niederen Wesen ist, weil tief in der menschlichen Natur begründet, von einer ungemessenen vitalen Kraft und Anpassungsfähigkeit. Zehnhundertlang dominirt diese folgenschwere blutige Auffassung. Sie begünstigt die Versklavung, die Ausbeutung und Ausrottung der Wilden; sie besteht einen siegreichen Kampf mit der aus einem Ekel vor den Schwächen der Kultur hervorgehenden Verherrlichung der Naturvölker; sie leistet noch gegenwärtig ihre Dienste der brutalen Gewalt und dem Eigennutze; sie schmeichelt der Selbstüberhebung des civilisirten Europäers; sie unterstützt die extremen Vorkämpfer der Wissenschaft auf ihrer Suche nach den Vermittlern zwischen der Menschen- und Thierwelt (Ultra-Darwinisten). Selbst heutzutage, wo die Arteneinheit des menschlichen Geschlechtes die zahlreichsten Verfechter unter den Männern der Wissenschaft besitzt, sind die schönen und für den damaligen Stand der Wissenschaft so großartigen Worte eines Alexander von Humboldt: „es giebt keine edleren Volksstämme, alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt“, den schärfsten Angriffen ausgesetzt.

Und dennoch ist der Fortschritt des Kulturmenschen in den Beziehungen desselben zu seinem Mitmenschen im Allgemeinen ein unleugbarer.

Wie zähe sich die erwähnte feindselige und altererbte Auffassung hält, wie mannigfach die Modifikationen sein

mögen, in welchen diese Auffassung auftritt, sie weicht zurück vor einer richtigeren und tieferen Erkenntniß des wahren Sachverhaltes. Die selbst für Europa vor kaum einem Jahrhundert undenkbare Gleichberechtigung der Klassen im Schoße des einzelnen Volkes ist im Princip allgemein anerkannt und wird in manchen Beziehungen auch praktisch durchgeführt; die Sklaverei, noch vor Decennien in blutiger Weise vertheidigt (Secessionskrieg), ist heutzutage endgültig gefallen und wird nach Möglichkeit nicht einmal bei kulturlosen Völkern geduldet (in Afrika, in Russisch-Centralasien); das Bestreben, den Wilden zu kultiviren, tritt nicht mehr vereinzelt auf und ist nicht mehr das Alleingut der Missionare, es ist zur Devise der modernen Kolonialarbeit geworden (Congostaat).

Daß die Praxis mitunter ganz bedeutende Spuren eines Atavismus in den Beziehungen des Europäers zu seinen kulturlosen Mitbüdern aufzuweisen hat, ist nicht zu leugnen und darf auch keineswegs vertuscht werden. Derartige Rückfälle sind nicht als ein den Fortschritt beeinträchtigendes Symptom aufzufassen. Es spricht vielmehr die Art und Weise, in welcher sich diese Rückfälle äußern, für einen Fortschritt, denn das, was jetzt als abscheuerregendes Verbrechen erscheint und allgemein bekämpft wird, das galt noch vor Kurzem als eine allgemein anerkannte und wohlverdiente, wo nicht gerade verdienstvolle Handlung¹⁾. Aber noch immer fällt es ungemein schwer, sich über das Verhältniß völlig klar zu werden, welches der Kulturmenschen den Völkern niederer Kultur gegenüber einzuhalten hat; schwierig ist es, die zahlreichen Widersprüche, die sich in dieser Beziehung bieten, zu entwirren und die Lücken der Forschung auszufüllen, schwierig ist es schließlich, gleich fern zu bleiben von den Extremen der üblichen Selbstüberschätzung des Kulturmenschen, sowie der schwächlichen Kritiklosigkeit des Philanthropen.

Ziehen wir im Allgemeinen einen Vergleich zwischen den Kulturvölkern und den sogenannten Naturvölkern, oder um ein weiteres Gebiet zu umspannen, den Völkern niederer Kultur, so müssen wir uns allerdings sagen, daß die Völker niederer Kultur den Kulturträgern in Bezug auf intellektuelle Kraft bei Weitem nachstehen. Die Kulturvölker haben sich gewissermaßen von der Natur emancipirt; sie bemeistern sie sogar bis zu einem gewissen Grade. Die Völker niederer Kultur stehen der Natur noch nahe; sie leben in der Natur und mit der Natur; sie befinden sich in einem entschiedenen Abhängigkeitsverhältnisse von der Natur und führen in der Regel ein von den jeweiligen Naturverhältnissen vorgeschriebenes Leben. Der Naturmensch hat ein relativ kümmerliches und unstetes Leben dort geführt, wo späterhin die Kultur, die Naturverhältnisse bemeisternd, ein machtvolleres und großartiges Leben entfaltete (die Vereinigten Staaten Nordamerikas).

Wenn nun das Leben der Völker niederer Kultur ein Zusammenleben mit der Natur ist, so ist es leicht begreiflich, daß bei diesen Völkern vor Allem diejenigen Eigenschaften zur Entwicklung kommen müssen, welche sich auf die Naturvorgänge beziehen, die ihr Leben ausfüllen; die höheren und geistigen Eigenschaften kommen weniger zur Übung, sie werden von den dominirenden Bedürfnissen des Naturlebens zurückgedrängt. Der Wilde besitzt seine Fähigkeiten, aber diese Fähigkeiten sind vor Allem auf das körperliche und nicht auf das geistige Leben gerichtet, sie gehen mehr auf das Physische und nicht auf das Psychische des menschlichen Wesens aus. Die vollendete Entwicklung der phy-

sischen Fähigkeiten, wie sie dem Wilden eigen ist, führt zu einer Einseitigkeit in der Erscheinung des Menschen, die wir nur mit der einseitigen Entwicklung der Gedankenarbeit und der Abtödtung der physischen Fähigkeiten des Kulturmenschen vergleichen können. Die Entwicklung der physischen Fähigkeiten des Wilden und namentlich die Schärfe seiner Gefühlsorgane ist eine mitunter geradezu unglaubliche. „Die Tungusen erkennen nach der Spur, wie sie im Erdreiche oder im Schnee von den Fußknöcheln des Bären eingedrückt ist, ob der Bär gereizt war oder nicht, ob er gefährlich sei für ihre Reithiere, ob er schlau sei. Sie erkennen die ihrigen an verschiedenen Merkzeichen, welche die Schneeschuhe hinterlassen, nach dem Ausschreiten der Beine, nach den Kreisen im Schnee, nach den geknickten Zweigen an den Bäumen oder nach Nesten, welche auf den Weg gestreut sind, und nach den im Schnee eingestampften Spuren. Ein jedes Weib kennt die Spuren des Schneeschuhes ihres Mannes¹⁾.“ Die Beobachtungsgabe des Wilden ist so ungemein geschärft, daß er, der direkt vielleicht nicht weiter als bis fünf zählen kann, mit einem Blicke auf seine über 100 Stück zählende Herde das Fehlen eines einzelnen Stückes bemerkt. Die Beispiele für die physische Geschicklichkeit, die Spannkraft, das scharfe Gesicht und Gehör und den fabelhaften Ortsinn des Wilden lassen sich mit Leichtigkeit und in Menge der geographischen Literatur entnehmen. Gleichzeitig aber entwickeln die Wilden bei ihren Jagden auch eine wunderbare Findigkeit, eine Kombinationsgabe²⁾, welche für das Vorhandensein von nicht zu unterschätzenden, geistigen Anlagen spricht.

Wenn nun aber die Wilden durch eine überraschende Entwicklung ihrer physischen Fähigkeiten in unseren Augen geradezu wie Wesen anderer Natur erscheinen, so gewinnen wir einen interessanten Ausblick für einige weitere Folgerungen in der Erwägung, daß unsere, der Kulturträger Vorfahren, ein ähnliches Vorwiegen und eine ähnliche überraschende Entwicklung der physischen Fähigkeiten aufzuweisen hatten, sowie daß ähnliche Verhältnisse auch heutzutage bei einzelnen der Lebensweise der Wilden folgenden Europäern zu finden sind. (Trappers, Russen in Sibirien.)

Schon das vorgebrachte Material fordert uns zu der Vermuthung auf, daß die Völker niederer Kultur bei einer eventuellen, etwa durch die Kulturvölker begünstigten Emancipation von den Naturverhältnissen im Stande wären, sich von der Einseitigkeit der physischen Entwicklung zu erheben und ihre geistigen Fähigkeiten zu kultiviren. Eine derartige Vermuthung erscheint aber um so berechtigter, als wir, ganz abgesehen von der erwähnten Kombinationsgabe der Wilden, über eine geradezu großartige Menge von Beweisen für die Bildungsfähigkeit der Wilden und für das Vorhandensein eines gewissen geistigen Schatzes bei diesen Völkern verfügen.

Die Neger, welche ihrer außerordentlichen Abweichung vom Typus des Europäers und ihrer Affenähnlichkeit wegen zu den verächtlichsten Auslassungen der großen Menge und nicht minder auch der Gelehrten (Burmeister, Carus, Gobineau, Schudi, Agassiz u. s. w.) herhalten mußten, liefern uns ein vortreffliches Material in dieser Beziehung. Ungeachtet des kurzen Zeitraumes, welcher seit ihrer Befreiung in den Vereinigten Staaten Nordamerikas verfloßen ist, der Befreiung von einer durch Jahrhunderte währenden

¹⁾ Jadrinzew-Petri: „Sibirien“. Viena, Costenoble. 1886, S. 33 (im Druck).

²⁾ Charakteristisch ist hierfür ein Studium der Jagdgeräthe: so der Wurfgeschosse, Fallen u. s. w. Ueber die Kombinationsgabe der indianischen Jäger siehe Schaffhausen: „Anthropologische Studien.“ Bonn 1885, S. 366 bis 367 (nach Domenech).

¹⁾ Petri: „Ursachen des Aussterbens der Völker niederer Kultur“. „Globus“, Bd. 44, S. 264.

Sklaverei, ungeachtet dessen, daß die Weißen sich in diesem Zeitraume noch keineswegs daran gewöhnt haben, in den Farbigen faktisch gleichberechtigte Bürger zu sehen, ungeachtet schließlich des selbst für den Europäer so ungemein schwierigen Kampfes um das Dasein in den Vereinigten Staaten, haben die Neger (bei Verlust von ca. $\frac{1}{4}$ ihrer Menge in den ersten Jahren nach ihrer Befreiung, währenddem sie gegenwärtig eine Vermehrung zeigen) einen tüchtigen Kern gebildet, der der Kultur theilhaftig geworden ist und die Konkurrenz mit den Europäern wohl zu bestehen vermag. Im Jahre 1882 bestanden folgende Schulen für Neger:

Bezeichnung der Schulen	Zahl der Schulen	Zahl der Schüler
Öffentliche Schulen	15 932	802 982
Normalschulen	56	8 509
Schulen für den Sekundarunterricht . .	43	6 632
Hochschulen und Colleges	18	2 298
Theologische Schulen	24	665
Juridische Schulen	4	53
Medizinische Schulen	3	125
Schulen für Taubstumme und Blinde .	6	116
Summa	16 086	821 380

Selbst der negerfeindliche Fr. v. Hellwald giebt zu, daß es „freilich (!) nicht an einzelnen Beispielen geistiger Begabung unter den Negern fehlt“ und verweist darauf, daß mehrere Neger im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten, einer sogar im Senat saßen, lenkt aber doch wieder auf Beispiele von moralischer Verkommenheit der Neger ein¹⁾. Die Namen von hervorragenden und allgemeiner Achtung sich erfreuenden Negern in den Vereinigten Staaten sind übrigens nichts weniger als spärlich vertreten²⁾. Wir verweisen schließlich noch auf die von Soyaux³⁾ citirten Namen berühmter Neger, denen sich noch manche andere, nicht minder bekannte Namen, beifügen lassen würden. Treffend ist die Bemerkung Soyaux's: „Wäre die ganze Rasse“, sagte er, „geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen . . .“ „Ja, sagen die Gegner, das sind Ausnahmen! Ich aber meine, solche „Ausnahmen“ liefern eben den besten Beweis für die Regel, den Beweis, daß es nur günstiger Umstände bedarf, um mehr und mehr Einzelne sich auf eine hohe Stufe der Bildung erheben und allmählich auch die Menge in der Kulturentwicklung fortschreiten zu sehen⁴⁾.“

Die Negrophoben halten jedoch stets einen wuchtigen Schlag in Bereitschaft für den Negrophilen: sie verweisen ihn auf den elenden Zustand der Neger in den freien Negerrepubliken (Liberia, Hayti, San Domingo) oder in Ländern,

wo ihnen der größte freie Spielraum gewährt worden ist (Sierra Leone). Man pflegt jedoch in diesem Falle die Vorgeschichte der genannten Staaten zu übersehen und die nichts weniger als würdige Rolle, welche den Europäern in dieser Vorgeschichte zukommt. Geradezu seltsam erscheint dem Kenner der Geschichte dieser Staaten die Anforderung an die Neger, die vor Kurzem erst den Fesseln der ihnen in Fleisch und Blut übergegangenen Sklaverei entronnen waren und von den Europäern die denkbar nachtheiligste Anleitung erhalten hatten (wir verweisen auf die schwächliche philanthropische Verhättselung der Neger, auf die Schwäche der Amerikaner den verfrühten autonomistischen Gelüsten der Neger gegenüber, auf die bekannte liberianische Anleihe u. s. w.), daß sie sich selbst überlassen nicht auf den ihnen vorgezeichneten Irrwegen weitergehen und halt- und ziellos, wie sie waren, nicht in die häßlichsten Extreme verfallen sollten! Und dennoch fehlt es diesen unglücklichen Ländern nicht an einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten¹⁾.

Wenn wir die Geschichte und die gegenwärtigen Zustände der erwähnten Staaten überblicken, so möchten wir die Behauptung wagen, die wir nöthigenfalls durch weitere Ausführungen zu bekräftigen im Stande sind, daß bis auf den heutigen Tag noch nirgends auf der Welt auch nur annähernd ein vernünftiges und andauerndes Massensexperiment ausgeführt worden ist, um die Neger der Kultur zuzuführen. Die Vereinigten Staaten machen in dieser Beziehung keine Ausnahme. Der Ausspruch Kugel's, des bewährten Kenners der Vereinigten Staaten: „zum ersten Male werden Millionen der für am niedrigsten gehaltenen Rasse, der schwarzen, alle Vortheile, alle Rechte und alle Pflichten der höchsten Kultur zugänglich gemacht und nichts (!) hindert sie, alle Mittel der Bildung zu gebrauchen, welche — hier liegt das anthropologisch Interessante dieses Vorganges — nothwendig eine Umbildung sein wird“²⁾, ist insofern inkorrekt, als die Stellung der Neger in den Ver-

¹⁾ Interessante Notizen über die Liberianer bringt Böller: „Das Logoland und die Sklavenküste“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. S. 39, 40, 45 und 46. Die vier Bändchen von Böller's „Deutsche Besitzungen an der westafrikanischen Küste“ bringen überhaupt manche interessante und werthvolle Angaben über die geistige Befähigung der Neger. Dessen ungeachtet vermag sich der Verfasser nicht von der traditionellen Anschauung loszumachen, indem er sich fragt: „Warum sollte nicht der schwarze Mann der Diener des weißen Mannes sein?“ (Böller: „Camerun“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. Bd. I, S. 254.) Ueberraschend sind die Motive, durch welche sich Böller zu dieser Anschauung verleiten läßt: „Ich halte an der Ueberzeugung fest“, sagt er a. a. O., „daß sich an der Dienerschaft des Negers, welche schon in Aegypten, Griechenland und Römerzeiten ebenso wie heute vorhanden war, auch in weiteren zwei (!) Jahrtausenden nichts ändern wird.“ Aehnliche historische Gründe waren es, die seinerzeit die Sklavensüßer in der Union und die Herren der Leibeigenen in Rußland für das Bestehen der guten alten Ordnung vorgebracht haben. Immerhin ist Böller zu gewissen Concessionen bereit: „Damit soll dem einzelnen Neger“, fährt er fort, „falls er höhere Begabung zeigt, der Weg zu einer höheren Laufbahn nicht abgeschnitten sein“ (a. a. O. S. 254).

Wir erwähnen ferner noch, daß es unter den Sierra-Leonern manchen hochgebildeten Mann gegeben hat: so hat z. B. ein Sierra-Leoner die Geschichte seines Vaterlandes verfaßt; der gegenwärtige englische Archidiaconus am Nigir Ben., Henry Johnson, M. A., ist ein geborener Sierra-Leoner, der seine Bildung an der Grammar-School in Freetown begonnen und an der Universität Cambridge vollendet hat, ein Mann, der sich durch seine Kenntnisse im Englischen, Hebräischen, Arabischen, Griechischen und Latein ausgezeichnet hat, dem Deutschen und Französischen nicht fremd ist und schließlich das Neue Testament in mehrere westafrikanische Dialekte übertragen hat.

²⁾ Friedrich Kugel: „Die Stellung der Naturvölker in der Menschheit.“ „Ausland“ 1882, Nr. 1, S. 5.

¹⁾ Fr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen.“ Stuttgart, Spemann. 1882 bis 1885, Bd. I, S. 498.

²⁾ In Washington z. B. wären unter anderen einflußreichen und gebildeten Negern zu nennen: Mr. Blanche R. Bruce, ehemaliger Senator, gegenwärtig Registrator des Staatschazes. Die Aerzte: Professor der Chirurgie B. Purvis und Dr. A. F. Augusta; ferner der gelehrte Rev. Dr. A. Crummel; der Bibliothekar der Washingtoner Congreßbibliothek Henry Smith u. s. w.

³⁾ G. Soyaux: „Aus West-Afrika.“ Leipzig, Brockhaus, 1879, Bd. I, S. 153.

⁴⁾ A. a. O.

einigten Staaten in der Praxis noch immer nur eine ungünstige Ausnahmestellung ist.

Ein vorurtheilsfreies und genügend eingehendes Studium des über die sonstigen kulturlosen Völker veröffentlichten Materials lehrt uns, daß die geistigen Anlagen derselben ebenfalls nicht zu verachten sind. Das Urtheil der Missionare und Herrnführer über die Kulturfähigkeit der Hottentotten lautet unvergleichlich günstiger, als dasjenige der Krämer und der Regierungsbeamten. Bemerkenswerth ist die entwickelte Sprache der Hottentotten, welche man fruchtlos herabzusetzen versucht hat; unleugbar ist ihr Talent für Erlernung der Sprachen: ein Dolmetscher unter den Eingeborenen, welcher über vier Sprachen verfügt und den Herren Kulturträgern mit diesen seinen Kenntnissen aus hilft, ist keine allzu seltene Erscheinung; ein solcher sprachgewandter Hottentotte war Andreas Stoffles aus dem Gonaquastamme, der in England vor einer Parlamentskommission eine denkwürdige Rede über die trostlose Lage seiner Landsleute hielt und seinen Kenntnissen sowie seinem Benehmen nach einem gebildeten Europäer gleich¹⁾. Die Indianer Amerikas liefern, abgesehen von den Ueberresten ihrer bedeutenden Kultur, mancherlei Angaben, welche für ihre Kulturfähigkeit, für ihre Veredelsamkeit und ihren politischen Takt sprechen. Bemerkenswerth sind die Aussprüche einiger Europäer, nach welchen die Indianer im Durchschnitt einen intelligenteren Eindruck machen, als unsere Bauern (P. Le-Jenne erwähnt der französischen Bauern). Ueber die Fortschritte der Indianer in der Union urtheilt Price: „Alles in Allem berechtigt ein unparteiischer Ueberblick über die Lage der Indianer zu der Hoffnung, daß diese Indianer mit Hilfe der Industrie, Ackerbau- und Handwerker Schulen, so wie dieselben jetzt geleitet werden, in nicht allzu ferner Zukunft sich befähigt zeigen werden, für sich selbst zu sorgen, und daß sie nicht länger mehr eine Last, sondern eine Stütze für die Regierung sein werden“²⁾. Schon jetzt kostet der Unterhalt der Indianer 7 Doll. per Kopf, jeder der Wachtsoldaten an der Indianergrenze aber 1000 Doll.³⁾. „Die Indianer sind also bildungsfähig, bildungswerth, zum Theil schon weiter fortgeschritten auf der Bahn der Civilisation“, sagt Prof. Gerland in seiner umfangreichen und bedeutungsvollen Studie über die Zukunft der Indianer⁴⁾. „Die Indianer werden nicht aussterben“, fährt er fort, „sie werden in langsamer Entwicklung allmählich erstarken und zeigen, daß auch sie befähigt und berufen sind, des höchsten Gutes der menschlichen Entwicklung, der Civilisation, theilhaftig zu werden und dieselbe aus und mit eigener Kraft zu fördern“⁵⁾.

Ähnlich lautet das Urtheil zahlreicher Europäer (Mitchell, Baker, Mac Gillivray) über die einst so verachteten Australier. Mac Gillivray schildert Eingeborene, welche weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragten⁶⁾. In den vierziger Jahren gewann ein Eingeborener vor allen Europäern den ersten Preis im College zu Sydney. Eine Reihe bemerkenswerther Aussagen über die geistige Befähigung der Australier finden wir bei Ger-

land⁷⁾. Ueber den Papua lesen wir bei Hellwald⁸⁾: „Der Papua, den Georg Forster so idyllisch schilderte, ist nichts anderes, als eine Bestie, und, was wir mit Entsetzen erkennen, eine äußerst begabte, intelligente, selbst künstlerischer Leistungen fähige Bestie.“ Wir begnügen uns mit diesem Citat, ohne daß wir es vor der Hand versuchen, das Entsetzen des Verfassers abzuschwächen.

Ueber die Befähigung der asiatischen Mongolen sprechen sich die Forscher in der Regel in begeistelter Weise aus: in Uebereinstimmung mit dem kühnen und gelehrten Pseudo-Dezobisch Vámbéry, der in Bezug auf seinen Tataren ausruft⁹⁾: „Was kann man nicht alles aus einem Orientalen machen!“ bemerkt auch der solide A. v. Haxthausen seiner religiösen Richtung gemäß¹⁰⁾: „Ich bin überzeugt, würde dieses geistreiche, liebenswürdige Tatarenvolk zum Christenthum übergeführt, es könnte nicht nur selbst eines der ersten Kulturvölker werden, sondern auch Christenthum und Kultur durch ganz Asien verbreiten.“ Wir haben bereits an einem anderen Orte eine Reihe von Belegen für die Kulturbefähigung der Altajer, der Tselenten und schwarzen Tataren, der Tungusen, Jakuten und Kirgisen gesammelt. Unter den Kirgisen nennen wir Gelehrte, wie Banzharow und Walichanow¹¹⁾. Wir erwähnen ferner noch die Aussprüche Middendorff's über die Jakuten und Tungusen¹²⁾. Uebrigens dürfen uns diese Urtheilsprüche nicht überraschen, wenn wir uns der bedeutenden Kulturen Chinas und Japans erinnern, sowie der Kulturzustände der Finnländer und der Ungarn in Europa.

Wir haben aber noch einem gewichtigen Einwande zu begegnen, wenn wir von der Bildungsfähigkeit der Eingeborenen reden. Wir werden nämlich darauf verwiesen, daß die sogenannten Naturvölker (mit vereinzelten glänzenden Ausnahmen) es lediglich nur bis zur elementaren Stufe der Bildung bringen. Bei gemeinsamem Unterricht mit europäischen Kindern überflügeln die Kinder der Eingeborenen mitunter sogar die ersteren, kommen aber, wie gesagt, in der Regel nicht über die Anfänge der Schulbildung hinaus.

Der älteren spekulativen Psychologie mag eine derartige Angabe genügt haben, um über die Befähigung der Naturvölker stutzig zu werden. Die wissenschaftliche, auf physiologischer Grundlage ausgebaute Psychologie hat aber vor Allem den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen.

Es wäre einer Mißachtung der Grundsätze der Entwicklungslehre gleich, wenn man in diesem Falle die Macht der Vererbung übersehen wollte. Die durch Jahrhunderte gezüchteten physischen Vollkommenheiten können nicht mit einem Schlage zurückgedrängt werden: sie fordern eine Befriedigung; lassen sich doch diese physischen Bedürfnisse selbst bei uns Europäern in der Schulzeit nicht ohne Zwang und Schwierigkeit abtöden. Wenn man aber in der Einzünung der Europäer in die Kultur bereits eine Routine erlangt hat, so gilt das keineswegs für die Erziehung der Naturvölker. Wissen wir doch, daß unsere Wissenschaft so manche Angaben ungeheurer Kulturträger über Stumpf-

¹⁾ Perty, „Grundzüge der Ethnographie“, 1859, S. 35.

²⁾ „Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs.“ Washington 1884, S. III.

³⁾ A. a. D., S. IV. Die Indianer zeigen sich für den Schulunterricht durchaus befähigt, indessen ist die Zahl der Schulen noch immer eine ungenügende. S. S. XIX.

⁴⁾ Gerland, „Die Zukunft der Indianer“, „Globus“, Bd. 35 und 36. S. Bd. 36, S. 375.

⁵⁾ A. a. D., S. 380.

⁶⁾ Gerland-Waig: „Anthropologie der Naturvölker.“ Leipzig, Fleischer, 1872, Bd. 6, S. 716.

⁷⁾ Gerland-Waig: a. a. D., S. 765 bis 767.

⁸⁾ Fr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen.“ Bd. I, S. 73.

⁹⁾ Vámbéry: „Skizzen aus Mittelasien.“ Leipzig, Brockhaus, 1868, S. 127.

¹⁰⁾ A. v. Haxthausen: „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben u. s. w. Rußlands.“ Bd. I, S. 481.

¹¹⁾ Jadrinzew-Petri: „Sibirien etc.“ Jena 1886, S. 150 ff.

¹²⁾ Middendorff: „Sibirische Reise.“ St. Petersburg. Bd. IV, 2, 1875. S. 1615 und ferner die Abschnitte über die einzelnen sibirischen Völker.

heit und Verstocktheit gewisser wilder Stämme aufgenommen hat, die heutzutage glänzend widerlegt worden sind, und dürften wir denn nicht etwa die Vermuthung aufstellen, daß bei der Schulbildung der Wilden nicht gerade immer die richtigen Wege eingeschlagen werden, und daß die Lehrer nicht immer den spezifischen Schwierigkeiten ihrer Aufgabe gewachsen sind? Diese Schwierigkeiten aber sind nicht zu unterschätzen: Der Lehrer hat, wie erwähnt, mit den durch Generationen vererbten Instinkten der Wilden zu rechnen; er findet ferner bei seinen Erziehungsbestrebungen keinerlei Unterstützung von Seiten der Familie seiner Zöglinge, wohl aber Hemmnisse und Ablenkungen, wenn diese Zöglinge nicht genügend von den heimathlichen Verhältnissen isolirt sind; zu alledem hegt der Wilde nur allzu häufig einen tiefen Widerwillen, ja sogar einen Haß gegen den Europäer, von dem er mit Verachtung behandelt wird und in dem er den Vernichter seines Volkes sieht: in sehr natürlicher Auffassung identificirt er das ihm feindliche Wesen des Europäers mit europäischer Kultur, Religion, Schule etc.

Gehen wir aber noch einen Schritt weiter: vergessen wir nicht, daß in sämtlichen Kulturstaaten dem obligatorischen Unterricht und der vielhundertjährigen Kulturarbeit zum Trotz die große Masse der Bevölkerung noch immer fern genug von dem Ideal einer tüchtigen Durchbildung steht; gedenken wir der Angaben der Statistiker über die geradezu deprimirenden Prozentsätze der Schulunfähigen in unseren Staaten. Sollte man etwa von den Farbigen fordern dürfen, daß sie sich in kürzester Zeit und ausnahmslos für die Kultur gewinnen lassen müßten, sollten sie in den verschwindend geringen Gruppen, welche von ihnen zur Schule zugezogen werden, durchweg die glänzendste Vergabung und den schönsten Schuleifer bekunden? Hieße

das nicht etwa, daß die Farbigen, um für kulturfähig zu gelten, sich begabter zu zeigen haben, als ihre Lehrer und Herrscher?

Es werden aber noch andere Einwürfe gegen die Kulturbefähigung der Wilden ins Feld geführt: dem Wilden ist die Kultur durchaus fremd und zuwider, pflegt man zu sagen: manche Wilde, welche der Kultur theilhaftig geworden sind, entsagen derselben schließlich doch und kehren zu ihrem ursprünglichen niederen Zustande in ihre heimathlichen Wälder und Steppen zurück (die Zahl derselben ist übrigens keineswegs beträchtlich). Erinnern wir uns indessen der verächtlichen Behandlung, welcher der Farbige von Seiten des Weißen ausgesetzt ist. Es wäre ein ungemein seltener Ausnahmefall, wenn ein Farbiger unter Weißen nicht das Erniedrigende seiner Abstammung zu empfinden hätte¹⁾. Zu berücksichtigen haben wir schließlich noch den inneren Zwiespalt, der unserer Kultur eigen ist. Dieser Zwiespalt, der so manchen Europäer zur Flucht vor den Kulturzuständen getrieben hat, muß sich um so furchtbarer dem empfänglichen Gemüthe einprägen. Aber nicht nur, daß der Europäer die Kultur, die er mit seinem ganzen Wesen fördert, gleichzeitig zu hassen pflegt und von einer Rückkehr zum Naturzustande träumt, es sind der Beispiele nur gar zu viele, daß Angehörige der Kulturvölker, getrennt vom Mutterlande, dem Einflusse der sie umgebenden „Naturvölker“ unterlagen und ihre Kultur und ihre Sprache, ja sogar die Religion im eigentlichen Sinne des Wortes aufgaben (Padrinzew-Petri: Russen in Sibirien. Böller: Portugiesen in Afrika u. s. w.).

¹⁾ Grey bemerkt bei Gelegenheit der Flucht eines Wilden, der europäische Bildung genossen hatte: „Ich hätte ebenso gehandelt.“

Die Sandwichinseln und ihre Vulkane.

I.

Ko. Unsere Literatur über die Sandwichinseln und ihre riesigen Feuerberge ist ausgedehnt genug und der „Globus“ hat sich schon manchmal mit ihnen beschäftigt; dennoch halten wir es für im Interesse unserer Leser gelegen, wenn wir ihnen eine ausführliche Analyse des Berichtes geben, welchen der Kapitän C. C. Dutton im vierten Bande des „Report of the U. S. Geological Survey“ über seine Forschungen erstattet hat. Dutton war von der Regierung beauftragt, die erloschenen Vulkane im nördlichen Theile des amerikanischen Great Basin genauer zu studiren und ging vorher nach den Sandwichinseln, um dort Vergleichsmaterial zu gewinnen. Sein Bericht zeigt wieder einmal deutlich, wie ein Naturforscher alle Erscheinungen mit ganz anderen Augen ansieht wie ein Tourist oder globe-trotter, und bringt selbst dem, der sich eingehender mit jenen interessanten Inseln beschäftigt hat, gar manches Neue.

Die Gruppe der Sandwichinseln besteht aus 12 Inseln, davon sind vier kahle Felsen, vier andere zwar bewohnt, aber ganz klein, nur Hawaii, Maui, Oahu und Kauai sind von Bedeutung. Alle zeigen rein vulkanische Bildung, nur hier und da findet man gehobene Korallenriffe, nirgends Spuren älterer Formationen. Die Abhänge der

Bergmassen setzen sich ungefähr in derselben Neigung unter den Meeresspiegel fort und so erscheinen die Inseln als die höchsten Bergspitzen einer ungeheuren Gebirgsmasse, welche aus einem 14 000 bis 19 000 Fuß tiefen Meere aufragt; dieselbe erstreckt sich vielleicht in der Hauptrichtung der Inselkette westnordwestlich von Kauai noch mehrere hundert Meilen weit und bildet auch die kleinen Inseln und Felsengruppen, welche in dieser Richtung in 50 bis 100 Miles Abständen auf einander folgen. Doch fehlen hier noch genaue Sondirungen; der „Challenger“ hat bei seiner Fahrt von Japan nach Honolulu eine der wahrscheinlichen Bergkette parallele Richtung etwa 300 bis 500 Miles südlich davon verfolgt und dort eine merkwürdig gleichmäßige Meerestiefe von 15 000 bis 20 000 Fuß gefunden. Genauere Tiefenmessungen wären gerade hier sehr zu wünschen.

Auf Hawaii allein ist die vulkanische Kraft jetzt noch thätig; Kilauea und Mauna Loa gehören zu den thätigsten Vulkanen der Erde, der Hualalai ruht seit 1811, Mauna Kea vielleicht schon seit Jahrtausenden. Der Haleakala auf Maui ist wahrscheinlich erheblich später erloschen, doch wissen die Ueberlieferungen der Eingeborenen nichts von seinen Ausbrüchen. Kauai und Oahu, sowie Koloai und das vom Haleakala ganz unabhängige west-

liche Maui ruhen jedenfalls schon unendlich viel länger, denn die Verwitterung hat auf diesen Inseln schon ungeheure Verheerungen angerichtet und gewaltige Bergmassen zu kleinen Hügelketten abgefressen. Ob aber diese Inseln älter sind als Hawaii, d. h. ob die vulkanische Thätigkeit auf ihnen früher begonnen hat, läßt sich nicht bestimmen.

Der Mauna Loa, der „große Berg“, ist zweifellos der König aller Vulkane, wenn auch manche andere höher über den Meeresspiegel aufragen. Einzelne isländische Vulkane haben vielleicht Ausbrüche mit ähnlichen Lavaergüssen aufzuweisen, aber jeder nur einmal oder in Zwischenräumen von vielen Jahrhunderten; die Ausbrüche des Mauna Loa folgen sich aber in Pausen von durchschnittlich nur acht Jahren. Aus der Lava von 1855 hätte man den Befehl mit der Somma und allen Lavaströmen errichten können, und die Ausbrüche von 1859 und 1881 waren kaum schwächer. Dabei sind Mauna Loa wie Kilauca merkwürdig durch den gewissermaßen gemüthlichen Charakter ihrer Ausbrüche. Kein Erdbeben, kein unterirdisches Geräusch, keine Dampffäule, kein Aschenauswurf; an einem schönen Abend glüht der Himmel von Feuer und dann wissen die Eingeborenen, daß ihre alte Göttin Pele wieder einmal mächtig geworden ist, und eilen zum Ausbruche wie zu einem Feste. An irgend einer Stelle, oft tief unten am Abhange, springt eine Feuerquelle aus dem Boden und läßt die feurige Fluth, sich langsam ausbreitend, dem Meere zu, so ruhig und friedlich, daß man unbesorgt ganz nahe an ihrem Rande lagern kann. Nur ein- oder zweimal in historischer Zeit haben Explosionserrscheinungen, Auswürfe und Erdbeben stattgefunden. Mauna Kea und Hualalai sind weniger friedlich gewesen und mit Bimsstein und Asche bedeckt, aber auch sie entbehren des charakteristischen Aschenregels; dafür stehen zahlreiche kleine Regel an ihrem ganzen Abhange zerstreut.

Unabhängig von den Ausbrüchen sind übrigens Erdstöße auf den Sandwichsinseln nichts weniger als selten, aber nur ganz ausnahmsweise erfolgt eine so furchtbare Katastrophe, wie z. B. 1868 im südlichen Hawaii.

Die Laven auf allen Sandwichsinseln sind ausnahmslos basaltisch, nur hier und da kommen andesitartige vor, trachytische nirgends; sie sind meist auffallend stark basisch und sehr reich an Olivin und Augit. Die Verwitterung hat in ihnen die wunderbarsten Gestalten erzeugt und es ist interessant, in diesem extrem feuchten Klima fast genau dieselben Erscheinungen zu beobachten, wie in dem extrem trockenen des Great Basin. Besonders die Windseiten der schon länger erloschenen Inseln Dahu und Molokai zeigen Klippen von 2000 Fuß Höhe, deren wunderbare Skulptur kaum von irgend einer Stelle im Colorado-Cañon übertroffen wird. West-Maui und Kauai besitzen Amphitheater, welche dem Yosemite thal kaum nachstehen und die Wetterseiten von Hawaii und Ost-Maui bergen oberhalb des mehrere hundert Fuß hohen Klippenabfalles Schluchtenthälchen von wahrhaft wunderbarer Schönheit. Worin aber die Schluchten Nordamerikas sich in keiner Weise mit den Inseln messen können, das ist die wunderbare Pracht der Vegetation, von der keine Beschreibung einen auch nur annähernden Begriff geben kann. Es liegt eine beherzigenswerthe Warnung vor allzu raschem Generalisiren darin, daß man hier bei einem jährlichen Regenfalle von

150 bis 240 Zoll Erscheinungen findet, für deren Entstehung man seither ein trockenes Klima mit höchstens 8 bis 16 Zoll Regenhöhe für wesentliche Bedingung hielt.

Das Klima der Sandwichsinseln ist ein merkwürdig konstantes ohne erhebliche Schwankungen und auch ohne Störungen durch Stürme. Aber ziemlich jede Quadratmeile hat ihr eigenes Klima und darin kommen die merkwürdigsten Unterschiede auf ganz geringen Distanzen vor. Im Allgemeinen zeichnet sich natürlich die Windseite durch starken Regenfall aus, während es im Windschatten trocken ist; aber gerade an der Leseite des Mauna Loa finden sich einige Stellen mit ebenso starkem Regenfälle, wie irgendwo auf der Windseite. Dutton erklärt diese Abnormität sehr hübsch. Der Passatwind reicht auf den Sandwichsinseln nicht über 10 000 Fuß in die Höhe, häufig nur bis 8000 Fuß, darüber trifft man auf die Antipassatströmung, mit welcher auch stets die Cirruswolken ziehen. Wo nun dem Passate eine Bergwand entgegensteht, die er nicht überschreiten kann, tritt an der Leseite der gewöhnliche Wechsel von Landwind und Seewind ein, und der Seewind kühlt sich in den höheren Regionen ab und spendet Regen. Das Klima ist für die Menschen äußerst angenehm, niemals drückend heiß, und der Europäer kann hier ohne Schaden für seine Gesundheit das ganze Jahr hindurch den Acker bauen.

Fruchtbar sind allerdings nur wenige Küstentheile und nur diese können eine dichtere Bevölkerung ernähren; das Binnenland ist meistens nur zu Weideland verwendbar. Zur Zuckerrohrkultur eignet sich höchstens $\frac{1}{40}$ der Oberfläche. Größer ist das Gebiet, auf welchem die Lieblingsnahrung der Eingeborenen, der Taro, Arum esculentum, gedeiht; er liefert auf etwa zwei Quadratmetern Nährstoff genug, um einen Menschen das ganze Jahr hindurch zu ernähren. Auch Bataten gedeihen in der dünnen Verwitterungsschicht der Lavaströme ausgezeichnet, die Kartoffel leidet arg von Würmern. Weizen wurde früher stark kultivirt, aber jetzt hat Kalifornien die Versorgung der Inseln übernommen. Dafür gedeiht der Kaffee ausgezeichnet; der Kona-Kaffee steht dem besten Mokka gleich; die Baumwolle wird so gut wie die langfaserige Sea-Island, und nur der hohe Tagelohn macht ihre Kultur unrentabel. — Hauptprodukt ist aber gegenwärtig das Zuckerrohr, das 5000 bis 10 000 Pfund pro Acre ergiebt; es wird besonders von amerikanischen Gesellschaften gepflanzt, aber es ist jetzt wenig Boden mehr übrig, welcher dafür verwandt werden könnte, da es Bewässerung verlangt.

Die Sandwichsinseln haben etwas, was man auf einem von Eingeborenen regierten, erst vor 100 Jahren entdeckten Archipel kaum erwarten sollte, ausgezeichnete Landkarten, welche die einheimische Survey unter Leitung des Professors Alexander angefertigt hat. Sie waren eine unbedingte Nothwendigkeit, weil es galt, den Grundbesitz, welchen bei der Entdeckung die Eigenthümer bis zum obersten Chef hin auch nur als Lehen besaßen, in modernen Besitz mit richtigen Besitztiteln anstatt der bloßen Tradition überzuführen. Dahu und Lanay sind schon fertig aufgenommen, Maui ist beinahe fertig, auf Hawaii sind die Vermessungen auch schon weit fortgeschritten und nur Kauai, das besondere Schwierigkeiten bietet, ist kaum angefangen. Es wurde Dutton gern gestattet, Kopien von den fertigen Karten zu nehmen, und verschiedene davon schmücken seine Arbeit.

Die Reise von Rund und Tappenbeck im südlichen Congobecken¹⁾.Bericht von Lieutenant Tappenbeck²⁾.

Leopoldville am Stanley Pool, 30. Januar 1886.

Am 9. August 1885 sind wir, Premierlieutenant Rund und ich, mit 90 Loango-Leuten von hier abmarschirt und vorgestern, am 28. Januar 1886, mit 88 Leuten wieder hier eingetroffen. Ich schreibe diesen Bericht an Stelle des Lieutenant Rund, da derselbe in Folge mehrerer im Inneren erhaltener Wunden noch nicht im Stande ist, das Bett zu verlassen. Beigegebene Kartenskizze³⁾ soll nur dazu dienen, den Bericht zu vervollständigen und macht durchaus keinen Anspruch auf Genauigkeit.

Von Stanley Pool nach SSO marschirend, suchten wir zum Muene Puto Kassongo zu gelangen, um uns mit Herrn Dr. Büttner zu vereinigen. Wir durchzogen das Combo-Plateau, hatten am 18. August ein Gefecht mit Eingeborenen und gelangten am 6. September [etwa unter 5 1/2° südl. Br.]⁴⁾ zum Duango, zwei Tagereisen südlich von Camalambo.

Wir hatten bereits unterwegs den Abmarsch des Dr. Büttner vom Muene Puto Kassongo erfahren und hofften ihn zu treffen, wenn wir uns mehr nach N wandten. In Kindinga am Duango erfuhren wir jedoch, daß Dr. Büttner bereits vor 10 Tagen, nach N marschirend, vorbeigezogen war. Wir mußten eine Vereinigung aufgeben, da wir schwerlich den Dr. Büttner vor Stanley Pool erreicht hätten, und dort angekommen, Gefahr gelaufen wären, unsere Träger durch Desertion zu verlieren. Am 7. September überschritten wir nach einigen Palavern den Duango, hatten am 20. September ein heftiges Gefecht mit den Eingeborenen und erreichten am 28. September den Wambo [18° östl. v. Gr., 4° 45' südl. Br.], einen bislang noch unbekannten Fluß, dessen Wassermassen die des Duango bedeutend übertreffen. Am 6. Oktober erreichten wir den Saie oder Tschia [18° 55' östl. v. Gr., 4° 30' südl. Br.], der ebenso groß, wie der Wambo, und wie letzterer für Schifffahrt sehr geeignet ist. Alle diese Flüsse vereinigen sich wahrscheinlich mit dem Nilu, einem breiten, sehr wasserreichen Strome, den wir am 10. Oktober passirten [19° 22' östl. v. Gr., 4° 5' südl. Br.]. Am 19. Oktober sahen wir zum ersten Male die gelben Wassermassen des mächtigen Sankurru [19° 45' östl. v. Gr., 3° 45' südl. Br.], von dessen Größe schon die Eingeborenen am Duango fabelhafte Vorstellungen hatten.

Hier endigen die Elfenbein-Karawanenstraßen. Jeder Verkehr über den Fluß hinüber hört auf, und von dem, was drüben existirt, haben die Eingeborenen des linken Ufers keine Ahnung. Wir besaßen von Anfang an weder Führer noch Dolmetscher, da solche nirgends zu finden waren, denn über diese Gegenden des Kannibalismus werden von allen weßlich davon wohnenden Stämmen die ungeheuerlichsten Geschichten erzählt, deren Verbreitung ab-

sichtlich von den Elfenbeinhändlern betrieben wird. Hier wird allerdings der Mensch als Nahrungsmittel, gewissermaßen als Schlachtvieh, betrachtet und die vielen in den Dörfern aufgehäuften Schädel, sowie die sehr freimüthigen Aussagen der Eingeborenen zeugen am besten für das Blüthen des Kannibalismus.

Hier am Sankurru (den Namen Kassai kennt kein Eingeborener, sondern letzterer heißt Sadi munene oder vielleicht Volumbo) saßen wir fest; kein Eingeborener wollte uns übersetzen, vorgebend, daß drüben kein Weg vorhanden sei. Nach fünftägigem Aufenthalte zogen wir stromaufwärts weiter, um an einer Stelle unsern des Zusammenflusses von Sankurru und Volumbo oder Kassai uns niederzulassen und ein großes Canoe zu bauen zum Passiren des Stromes. Zwei kleinere Gefechte hielten uns nicht ab, unser Werk zu vollenden. In fünf Tagen war das Canoe fertig, und unter bedeutenden Schwierigkeiten von Insel zu Insel übersetzend, erreichten wir sechs Tage später das rechte Ufer.

Jetzt kamen wir in Gegenden, die noch nie von schwarzen fremden Händlern, geschweige denn von Weißen betreten waren. Die Dörfer waren leer, die Eingeborenen zogen sich zurück, verweigerten den Verkauf jeglicher Nahrungsmittel und kein Weg, der weiter ins Innere führte, war zu finden. Uebermals mußten wir uns niederlassen. Maniok mußte von den Feldern geholt und Chiquanga gebacken werden. Mit einem mehrtägigen Vorrathe beladen, brachen wir auf, einen nach NO führenden Weg einschlagend, den wir inzwischen nach mehrfachem Fehlgelien gefunden hatten. Von nun an durchzogen wir ununterbrochenen Urwald, der schließlich verhängnißvoll für uns werden sollte.

Am 19. November erreichten wir einen breiten Fluß mit schwarzem Wasser [20° 10' östl. v. Gr., 3° 25' südl. Br.], die Eingeborenen nennen ihn Ikata oder auch Lokenje und Lukata. Er fließt in den Sankurru und soll derselben Gegend entspringen wie letzterer.

Das Verhältniß mit den Eingeborenen gestaltete sich von Tag zu Tag feindlicher. Man brachte uns keine Lebensmittel. Das andere Ufer des Lokenje soll nicht bewohnt sein, was spätere Erkognoscirungen auch bestätigten. Am 25. November hatten wir ein sehr hartnäckiges Gefecht, welches uns zwei Todte und eine beträchtliche Zahl Verwundeter, sowie fünf Lasten kostete. Es waren die ersten Todten, welche wir verloren, und der Muth unserer Leute schlug von nun an in die erbärmlichste Feigheit um. Die Bavumbo, so heißen wahrscheinlich die Eingeborenen, sind Jäger und vortreffliche Schützen, welche mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, unsere 16 Zündnadelgewehre und 60 Musketen durchaus nicht fürchteten und mit bewunderungswürdiger Sicherheit treffen, so daß sie unseren Leuten, die nie vor dieser Reise ein Gewehr in der Hand gehabt hatten, bedeutend überlegen waren. Man kann ohnehin im Walde höchstens 20 Schritt weit schießen und ist hier zweifellos nur ein Repetirgewehr dem Bogen gewachsen, der Pfeil auf Pfeil schnell entsendet. Da wir den Aussagen der Eingeborenen betreffs der Beschaffenheit des anderen Lokenje-Ufers nicht glaubten, setzten wir am 6. De-

¹⁾ Nach einem uns zur Verfügung gestellten, vorläufigen Abdrucke aus den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft. Band V, Heft 2. 1886.

²⁾ In Berlin eingegangen am 18. März 1886.

³⁾ Dieselbe ist noch nicht publicirt worden.

⁴⁾ Die in eckigen Klammern dem Texte hinzugefügten Positionen sind der Kartenskizze entnommen.

cember über und machten mehrfache Versuche, einen Weg zu finden, doch nur Wald und Morast zieht sich stundenweit, soweit ich gehen konnte, nach O und N hin. Bei der Rückfahrt mußten wir uns erst das andere Ufer mit den Waffen wiedergewinnen, da die Eingeborenen uns nicht landen lassen wollten.

Wir zogen ostwärts weiter in ununterbrochenem Urwalde und hatten am 15. December das unglückliche Gefecht, dessen Folgen uns zum Rückzuge nöthigten. Die Eingeborenen überfielen uns in großer Zahl aus einem Hinterhalte im Walde. Rund erhielt drei Pfeile, die ihn unfähig zu jeder Bewegung machten. Ein Pfeil war Rund in die Schläfe gedrungen, ein zweiter in den linken Oberarm, der dritte hatte den linken Oberschenkel durchbohrt und saß tief im rechten Gefäße, wo ich ihn herausschneiden mußte; er hatte den Unterleib sehr glücklich ohne besondere Verletzung innerer Organe passiert. Mich selbst bewahrte nur der Zufall vor dem Tode, denn der Pfeil, den mir ein Eingeborener, mit dem ich handgemein wurde, in den Leib stoßen wollte, traf den Riemen der Patronentasche und drang nicht durch. Noch versuchten wir weiter vorzugehen, denn in 20 Tagen sollten wir nach Aussage der Eingeborenen den Impiku, einen sehr großen Fluß, erreichen, dessen Wasser höchst wahrscheinlich am Aequator den Congo erreichen, doch war der Transport von Rund in der Hängematte durch den Wald kaum möglich und von großen Schmerzen für ihn begleitet. Wir machten in der Stunde höchstens 2 km und es war keine Aussicht vorhanden, in der nächsten Zeit aus dem Walde heraus zu kommen. Die Munition für die Zündnadelgewehre war bis auf 120 Patronen erschossen, wir liefen also Gefahr, unsere einzigen brauchbaren Gewehre außer Thätigkeit gesetzt zu sehen. Die Munition für die beiden Repetirkarabiner von Rund und mir war ebenfalls bis auf 80 Patronen zusammengeschmolzen; die Eingeborenen hatten die letzte Kiste mit 500 Patronen geraubt. Die Loango verweigerten weiter zu gehen. An dem Verhalten der Eingeborenen konnten wir merken, daß sie sehr wohl erkannt hatten, sie müßten uns beide, Rund und mich, zunächst beseitigen, um dann der Karawane Herr zu werden. Es konnte deshalb bei einem mit Sicherheit zu erwartenden nächsten Zusammenstoße mein Tod oder selbst meine Verwundung die totale Vernichtung der Expedition zur Folge haben, da Rund nur noch den rechten Arm bewegen konnte und hilflos in der Hängematte lag. Am 20. December traten wir den Rückweg an [21° 30' östl. v. Gr., 3° 20' südl. Br.]. Wir passirten nach kurzem Gefechte glücklich das Dorf, dessen Bewohner uns am 15. December überfallen hatten und erreichten am 22. December eine günstig gelegene Stelle am Lokenje, wo wir uns niederließen und Canoes bauten. Wir besaßen nur zwei europäische Beile und neun kleine Aexte, wie sie die Eingeborenen verfertigen. Durch ununterbrochene zwölfstündige tägliche Arbeit waren wir bereits am 13. Januar 1886 im Besitze von fünf großen Canoes, die im Vereine mit vier gekauften kleinen Canoes hinreichten, uns zu tragen. Die Eingeborenen des nahen Dorfes, von denen wir die Canoes gekauft hatten, brachten uns jedoch keine Lebensmittel, zogen sich ganz zurück, und wir waren angewiesen, von den Felsern den Maniok zu holen. Konserven besaßen wir nicht mehr, sie waren sämmtlich im Besitze der Eingeborenen. Es waren schwere Tage für uns, besonders für Rund, dessen Zustand sich durchaus nicht bessern wollte.

Wir ruderten vom Morgen bis zum Abend und erreichten, nur zweimal von Eingeborenen angegriffen, am zehnten Tage, am 23. Januar, den Sankuru bei der ehemaligen Station der Association Internationale Muschie, höchst erstaunt darüber, den sogenannten Abfluß des Lac Leopold II. hinabgeschwommen zu sein. Als wir am 21. Januar die ersten Feuegewehre gesehen hatten, konnten wir wieder in freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen treten, die doch bereits von weißen Leuten gehört hatten.

Am 24. Januar erreichten wir die Station Duamouth, drei Tage später Kinsassa am Stanley Pool und am Morgen des 28. Januar Leopoldville, wo wir Aufnahme und vor Allem ärztliche Behandlung fanden. Herr Dr. Mens, ein Deutscher, ist unermüdlich beschäftigt, die große Anzahl unserer Kranken (wir haben deren 31) zu heilen und uns dadurch fähig für den Marsch zur Küste zu machen.

Freilich muß Rund noch längere Zeit hier bleiben, denn er kann noch nicht den Transport zur Küste vertragen, doch macht seine Besserung erfreuliche Fortschritte. Auch ich muß mich vorläufig noch tragen lassen, da eine Wunde am Fuße, die ich mir bei einem nächtlichen Alarme zuzog, das Gehen erschwert.

Ich erwähne noch zur Beurtheilung der Entfernungen, daß unsere Flußfahrt doppelt so schnell ging, als die der Wismann'schen Expedition. Letztere brauchte von Duamouth nach Kinsassa sechs Tage, wir hingegen nur drei.

Die Richtung auf Mufenge haben wir nicht eingeschlagen, weil sämmtliche Herren der Wismann'schen Expedition einig darin waren, daß ein Vordringen nach N, welches uns das wichtigste schien, von dort aus nicht möglich für uns sein würde. Unsere Absicht war, nachdem wir den Duango passiert hatten, ostwärts in Höhe des 4. Grades südl. Br. vorzudringen und, wenn möglich, den oberen Congo zu erreichen, was wir bis Ende Januar zu vollführen hofften; dann aber wollten wir zum Impiku zurückkehren und denselben hinabfahren.

In vier bis fünf Tagen breche ich mit den Leuten, deren Engagement beendet ist, nach der Küste auf. Andere Loangos zu engagiren, erlauben die Mittel nicht, auch ist es sehr fraglich, ob wir welche bekommen würden. Ohne Mitnahme einiger im Gebrauche des Gewehres geübter Leute anderen Stammes ist aber der Erfolg einer Expedition in derartigen Gegenden, wie wir sie durchzogen haben, sehr zweifelhaft. Einer etwaigen Nachschubexpedition kann unsererseits nur der Rath ertheilt werden, sämmtliche Träger mit guten Hinterladerkarabinern zu versehen. Zündnadelgewehre sind wegen ihrer Schwere und der Papierpatronen unzweckmäßig. Jedenfalls wäre der Erfolg unserer Expedition durch bessere Bewaffnung sicherer gestellt worden.

Betreffend die vielen Feindseligkeiten, in die wir mit den Eingeborenen verwickelt wurden, will ich noch bemerken, daß von unserer Seite nichts unterlassen worden ist, um wieder und immer wieder uns mit den Eingeborenen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Wir haben versucht, durch Geschenke und gute Bezahlung das Mißtrauen der Leute zu beseitigen, haben aber nur zu häufig böse Erfahrungen machen müssen, da die Eingeborenen, gänzlich unbekannt mit dem Feuegewehre, dieses durchaus nicht fürchteten und sehr bald erkannten, daß es in der That in den Händen unserer Leute ungefährlich war.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Unbekannt ist schon seit alten Zeiten der Reichtum der spaltenreichen Kalkformationen der illyrischen, griechischen, kleinasiatischen Berglandschaften an unterbrochenen, mitunter auf lange Strecken unterirdisch sich fortsetzenden Flußläufen. Eines der auffallendsten Beispiele dieser Art ist in einer von europäischen Beobachtern noch wenig betretenen wilden Felslandschaft des kilikischen Taurus kürzlich gefunden worden: was menschliche Kunst zu Schiffahrtszwecken schon seit einem Jahrhunderte zuerst in England ermöglicht hatte, Kanäle strömenden Wassers hoch über kreuzende natürliche Wasserläufe hinwegzuführen, das hat hier — allerdings in nur entfernt ähnlicher Gestalt — die Natur selbst hervorgebracht. Der Hauptfluß des westlichen, von den Alten sogenannten rauhen Kilikiens (des heutigen Tschili), der unter seinem antiken Namen Kalykadnos wohl bekannter ist, als unter dem sich vielfach wiederholenden türkischen der heutigen Anwohner, Göksu (d. i. blaues Wasser), versinkt an einer Stelle seines oberen Laufes bei dem Dorfe Dulgeler (Durgeler auf H. Kiepert's neuer Karte des „Prov. Asiatiques de l'Empire Ottoman“) in den Felsboden, um etwa eine Viertelsunde weiter in viel tieferer Lage wieder hervorzubrechen. Die natürliche Decke aber, unter welcher er so in der Tiefe dahinströmt, passend als Ferköprü („Erdbücke“) von den Anwohnern bezeichnet, dient selbst wieder mit ihrer mittleren Einsenkung als Bett einem an dieser Stelle aus der Felswand des Hauptthales hervorbrechenden starken Wasserlaufe, dem Karasu („Schwarzwasser“), welcher nun quer über dem tief unten strömenden Göksu hinwegbraust, um sich nach ganz kurzem Laufe in einer Reihe prachtvoller Kaskaden in denselben zu ergießen. Wir verdanken diese Entdeckung dem jungen amerikanischen Gelehrten Mr. J. R. S. Sterrett (gegenwärtig Vortrager des amerikanischen archäologischen Instituts zu Athen), der in den beiden letzten Jahren große, bisher sehr unvollständig bekannte, zum Theil absolut unbekannte Strecken des südlichen und östlichen Kleinasiens und Kurdistan bis nach Babylonien hin durchforscht, und seine überaus reichhaltigen (u. A. mehr als 12000 genannte Kompassuren enthaltenden) Tagebücher uns zur kartographischen Verarbeitung anvertraut hat: einer überaus mühsamen und zeitraubenden, aber in hohem Grade lohnenden Arbeit, auf deren Grund in demnächstigen Karten die betreffenden Landschaften eine wesentlich berichtigte und vervollständigte Gestalt gewinnen werden. H. Kiepert.

Afrika.

— Die Duareg haben schon wieder einen französischen Reisenden erschlagen: ein Telegramm meldet die bei Insalah geschehene Ermordung des Fusarenlieutenants Palat, welcher von Gerville die gefährliche Reise nach Timbuktu angetreten hatte (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 383).

— Die bedeutendste Veränderung, welche die Reisen von Böhm und Reichard in der Karte Afrikas hervorbringen werden, ist die Aufnahme des hohen Piano- oder Mitumba-Gebirges, welches sich in der Richtung von Südwesten nach Nordosten wahrscheinlich vom Quellgebiete des Quälaba bis zum Tanganika-See hinzieht und dort vielleicht im Kap Tembus sein Ende erreicht. Bisher war von diesem Gebirge nicht das Geringste bekannt; an seiner Stelle dachte man sich innerafrikanische Plateaulandschaft, etwa wie am oberen Kassai und in Muata Jamwo's Reich. Zwei große Flüsse durchbrechen das Gebirge senkrecht zu seiner

Hauptrichtung, der Lufira, welcher sich im Rifondia-See mit dem Quälaba vereinigt, und der mächtige Quapula, dessen paradiesische Landschaft jeder Beschreibung spottet. „Hunderte von Inseln ragen mit üppiger Tropenflora bestanden aus dem dunklen, klaren Wasser des mit hehrem Rauschen dahingleitenden Stromes hervor, der umrahmt ist von geheimnißvollem Uferurwalde mit Palmen, Rotang, Pandanus und Riesensämmen, von Lianen zu oft undurchdringlichem Dickicht verschlungen. Die schon 20 bis 30 m landeinwärts beginnende Pori-Landschaft trägt nur dazu bei, die Schönheit des Flusses durch den Kontrast zu erhöhen.“ Der Quapula ist dort, wo ihn die Reisenden überschritten, im Durchschnitt an den inselreichen Stellen 150 m breit und als Wasserstraße ohne alle Bedeutung, da er von seinem Ausflusse aus dem Meru-See bis zu seiner Einmündung in den Quälaba eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen und Katarakten bildet. — Auf ihrem Marsche nach dem Upimba-See (vergl. die Karte, „Globus“, Bd. 48, S. 24) überschritten die Reisenden das Piano-Gebirge, welches nach Nordwesten ziemlich steil abfällt, und dann eine Strecke weit sanft ansteigt, um sich fast unmerkbar mit einer Stufenunterbrechung nach Südosten abzufallen. Reichard schildert es folgendermaßen (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1886, S. 116): „Der Fuß ist mit lichtem Walde überzogen, während der sehr breite Rücken eine ganz eigene Formation zeigt. Vollständig baumlos, steppenartigen Aussehens, ist das Terrain mit zahlreichen kleinen Bächen und Thälern durchzogen, deren Rinnale mit Urwald bestanden sind, und da sie sich bald thalwärts hinabsenken, so bieten sich dem Auge auf der anscheinend ziemlich ebenen, mit kurzem, spärlichem Graswuchs bestandenen Fläche hier und da fast schwarze Baumgruppen dar, welche sich meist nach einer Seite gegen den Boden hin abstragen. Wo diese Baumgruppen ganz zu Tage treten, bilden sie kleine Urwaldparzellen, deren sumpfigem Schooße jene Wasserläufe ihren Ursprung verdanken. Zuweilen schließen sie kleine melancholische Teiche ein mit dunklem Wasser und tiefes Schweigen liegt darüber, welches nur selten von dem lärmenden „Kalla Kalla Kalla“ einer Pifangfreierart unterbrochen wird. Während der trockenen, heißen Zeit bergen sich im kühlen Schatten jener sumpfigen Haine zahlreiche Büffel, jetzt (die Reisenden überstiegen das Gebirge im Januar) sind nur die tief eingedrückten Fährten der riesigen Thiere zurückgeblieben. Ein kalter, feuchter Wind weht brausend über die Fläche und macht die spärlich bekleideten Menschen zusammenschauern. Zuweilen sind wir ganz in Nebel eingehüllt. Unwillkürlich hat man oft das Gefühl, als ob es hier oben gesund sein müßte, und angenehm berührt läßt man sich von der Kälte durchschauern, welche die an die Heimath erinnernde Gebirgsluft erzeugt. Die tiefer liegenden Thäler sind außerordentlich fruchtbar und mit üppigen Bambuswäldern bestanden, und war das ganze Gebirge stark bevölkert. Mfiri hat durch seine Kriege alles in eine menschenleere Wildniß umgewandelt.“ (Mfiri, aus Unjamessi stammend, hat sich im Quellgebiete des Lufira-Flusses ein ausgedehntes Reich geschaffen, welches den früher bestehenden Zusammenhang zwischen den beiden Ländereichen des Muata Jamwo und des Kazembe vollständig unterbrochen hat.)

— Nur allzu rasch ist der Nachricht von dem Anlegen einer Station in Bakundi (vergl. oben S. 160) die Hiobspost von dem Scheitern der Flegel'schen Unternehmung am oberen Vennu auf dem Fuße gefolgt. Schon im November (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 368) berichteten wir nach Privatnachrichten aus England über das Vorgehen der

Liverpooler „African Company“ in den Fulbe-Staaten, hofften aber damals, daß die Niger-Schiffahrtsakte die deutschen Interessen sicherstellen werde. Dieselbe (Artikel 26 ff. der Generalakte der Berliner Konferenz) bestimmt, daß die Schiffahrt auf dem Niger für die Kauffahrteischiffe aller Nationen vollkommen frei sein und bleiben, und daß die Angehörigen aller Nationen in jeder Hinsicht auf dem Fuße vollkommener Gleichheit behandelt werden sollen; das hat aber die englischen Agenten nicht gehindert, Flegel's kleinem Dampfer überall das Land zu verwehren und ihn sogar mit Gewalt zurückzutreiben. Als dann England die beiden Nigerufer und die des Binnens bis Ibi aufwärts unter seinen Schutz stellte (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 32), glaubte und hoffte man im deutschen Publikum, daß Flegel's eigentliches Arbeitsfeld, Adamana, von den Engländern respektiert werden würde; das ist leider nicht geschehen. Aber England hat sich in den Abmachungen vom April 1885 (s. „Globus“, Bd. 48, S. 63) dazu auch gar nicht verpflichtet; diese Abmachungen erwähnen des Binnens mit keinem Worte und betreffen lediglich die Gebiete an der Küste von Guinea und landeinwärts bis zum Alt-Kalabar- oder Groß-Flusse, während das zwei bis drei Breitengrade nördlicher gelegene Adamana darin mit Stillschweigen übergangen ist. Darum schreibt auch der „Hannov. Cour.“ mit Recht: „Wenn irgend welche Beschwerde am Platze, könnte sie sich höchstens gegen die Unklarheit des jüngsten englisch-deutschen Abkommens richten.“

— Dr. Konrad Keller, Privatdocent an der Züricher Universität, tritt im April eine Forschungsreise nach Madagaskar an, die wissenschaftlichen und commerciellen Zwecken dienen soll. Sowohl das eidgenössische Departement des Inneren als das Handels- und Landwirthschafts-Departement haben sich bereit erklärt, das Unternehmen zu subventioniren; ein Gleiches geschieht von der „Kaufmännischen Gesellschaft Zürich“ und der ostschweizerischen geographisch-commerciellen Gesellschaft.

Nordamerika.

— Die in Uspantan, wie in den Quiché-Dörfern Cuncu, Sacapulas (im Centrum von Guatemala) und bei den Triles der Sierra übliche Brautwerbung — erzählt Dr. Stoll in seinem „Guatemala“ (Leipzig, J. A. Brockhaus, 1886) — ist ziemlich eigenthümlicher Natur und weicht von derjenigen anderer Gegenden ab. Wenn ein Indianer heirathen will, so geht er in Begleitung seiner Eltern in das Haus des Gegenstandes seiner Wahl, indem er vier Flaschen Aguardiente und 10 Pesos mitbringt. Ohne ein Wort zu sagen, außer dem gewöhnlichen Gruße, „Ave Maria“, stellt er die vier Flaschen in eine Reihe auf den Tisch und legt das Geld daneben, worauf er sich mit seiner Partei aus dem Hause wegbegeben, um den Erfolg abzuwarten. Wenn nun die Eltern des zur Ehe begeherten Mädchens die 10 Pesos nehmen, so ist dies ein günstiges Vorzeichen. Die Thaler werden gezählt und geprüft und wenn sie richtig befunden werden, so schenkt der Hausherr und Vater aus einer der zu äußerst stehenden Flaschen ein Gläschen Aguardiente ein, nimmt einen Schluck und giebt den Rest seiner Frau. Ist diese mit ihm hinsichtlich der Annahme der Werbung einverstanden, so schenkt sie aus der am anderen Ende der Reihe stehenden Flasche Aguardiente

ein, nimmt davon und reicht hierauf das Glas ihrem Manne. Die draußen harrende Partei des Bewerbers, welche verstohlenen Zeuge des ganzen Vorganges war, geht nun wieder hinein. Die Hausfrau und Mutter der Braut schenkt dann aus einer der beiden mittleren Flaschen Aguardiente ein und reicht das Glas der Mutter des Bewerbers. Ebenso schenkt der Vater der Braut demjenigen des Bewerbers aus der zweiten mittleren Flasche ein. Damit ist die Ceremonie für einmal beendet. Nachdem einige Tage vorüber sind, kehren die Eltern des Bewerbers wieder mit demselben in das Haus der Braut zurück. Der Heirathskandidat trägt dabei eine schwere Last Brennholz, so schwer er sie irgend zu tragen vermag, legt dasselbe vor dem Hause nieder und geht weg. Wiederum nach einigen Tagen kehrt er mit seinen Eltern zurück, um nachzusehen, ob die Leute der Braut von dem Holze gebraucht haben oder nicht. Wenn ersteres der Fall ist, ladet er alle Angehörigen seiner Familie ein und alle ziehen mit Feuerwerk und Marimba-Musik ins Haus der Braut, wo getanz und der Inhalt der vier Aguardienteflaschen geleert wird. Die Verlobten tanzen nur unter sich und sonst mit Niemandem. Am folgenden Tage läßt das junge Paar die Ehe noch kirchlich einsegnen. — Es kommt auch häufig vor, daß die Eltern eines Mädchens für ihre Tochter einen Bräutigam suchen. In diesem Falle erleidet das oben beschriebene Ceremoniell einige Modifikationen, indem beim zweiten Besuche das Mädchen kein Holz ins Haus des gewünschten Bräutigams bringt, sondern einfach leer hingibt, um sofort zurückzukehren. Daraus ergibt sich von selbst, daß nach Verfluß einiger Tage ihre Eltern bei denjenigen des jungen Mannes anfragen müssen, ob dieselben entschlossen sind, die Erlaubniß zur projektirten Ehe zu geben. Wird von vornherein auf die Bewerbung verzichtet, so bleiben die vier Flaschen Aguardiente und die 10 Pesos unberührt liegen und werden dem entsprechend beim zweiten Besuche von den Eltern des Bewerbers weggenommen.

Südamerika.

— Von Thonar (s. oben S. 176) liegt im Comptendu der Pariser Geographischen Gesellschaft (1886, Nr. 4) jetzt ein Originalbericht über seine Erforschung des unteren Pilcomayo vor; nur mit diesem hatte es seine letzte Reise zu thun, und er ist diesmal keineswegs bis an die bolivianische Grenze vorgebrungen, sondern noch nicht halb so weit, etwa 225 km von seiner Mündung an aufwärts. Die Hinreise erfolgte zu Lande, die Rückreise in Booten auf dem Muncion gegenüber mündenden Arme des Pilcomayo, welchen Thonar nach Beseitigung einzelner Hemmnisse für durchaus schiffbar erklärt. Wenigstens macht er sich anheischig, zu jeder Jahreszeit den Strom von seiner Mündung bis zur Mission San Francisco de Solano (am Fuße der bolivianischen Gebirge) mit einem Dampfer von 220 Tonnen und 2½ Fuß Tiefgang zu befahren. Der bolivianische Senat hat dem Reisenden eine goldene Medaille und fünf Quadratmeilen Land zuerkannt; ferner wurde eine Kolonie im Gran Chaco nach ihm benannt und 30000 Francs zur Veröffentlichung seiner Aufnahmen u. angewiesen. Auch hat sich ein aus Argentinern, Bolivianern und Paraguayern bestehendes Comité gebildet, um den Handelsweg auf dem Pilcomayo zu eröffnen.

Inhalt: Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. IX. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Prof. Dr. Eduard Petri: Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur. I. — Die Sandwischinseln und ihre Vulkane. I. — Die Reise von Kund und Tappenbeck im südlichen Congobecken. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 1. April 1886.)